

Urheber produktiver Verunsicherung

Neuübersetzung Edward W. Saids „Orientalismus“ erschien vor mehr als drei Jahren – und liest sich noch immer aktuell. Von Sibylle Thelen

Im Jahr seines Todes, 2003, bilanzierte Edward W. Said angesichts amerikanischer Truppen im Irak: „25 Jahre nach dem Erscheinen von ‚Orientalismus‘ wirft das Buch erneut die Frage auf, ob der moderne Imperialismus je geendet hat oder ob er im Orient seit Napoleons Einmarsch in Ägypten vor zweihundert Jahren andauert.“ Heute stehen US-Soldaten noch immer im Irak, und in Afghanistan sind internationale Streitkräfte im Einsatz. Es fällt nicht schwer zu spekulieren, wie die Bilanz des palästinensisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlers inzwischen ausfallen würde: vermutlich nicht grundsätzlich anders. Vieles in Saids Studie, die eine Abrechnung mit dem kulturell verklärten, im Kern jedoch unverbrämten machtpolitischen Hegemonialstreben des Westens ist, wirkt bedrückend aktuell.

Auf Deutsch ließ sich „Orientalismus“ lange Zeit nur in Bibliotheken nachlesen – hatte man die alte, vergriffene Ausgabe nicht selbst im Regal stehen. Nun liegt das Buch, das seinen Autor 1978 mit einem Schlag berühmt machte, in neuer Übersetzung vor. Der S. Fischer Verlag schob sie an, um die Lücke zu schließen. Dass es sie viele Jahre geben konnte, überrascht dann doch: Der meinungsstarke, detaillierte Klassiker setzte eine Zäsur. Er löste wichtige Debatten in den Kulturwissenschaften, der Politologie und auch der Orientalistik aus. Dort vor allem, besonders in der angelsächsischen Forschung, fühlte man sich getroffen, ja erappt. Von den kritischen Diskussionen in der arabischen Welt, die Said mit „Orientalismus“ als einer der ersten in den Westen transportierte, hatte man nichts gewusst.

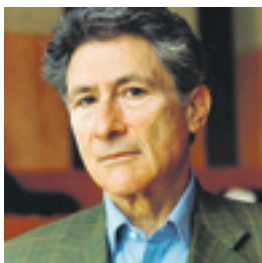
Der Orient, so Saids Kernthese, sei in Wirklichkeit ein Konstrukt. Er ist für ihn

„fast eine europäische Erfindung“, eine „Idee mit eigener Geschichte und Denktradition“. Der Westen habe den Orient als Gegenbild seiner selbst freilich nur geschaffen, um ihn zu kontrollieren. Und dies geschah nach Saids Lesart mittels einer eigens dafür entwickelten Doktrin, dem Orientalismus. In Anlehnung an den Philosophen Michel Foucault untersuchte Said die besondere Verbindung von Wissen und Macht, die alles durchdringt: die akademische Tradition, die allgemeine Debatte, den Umgang mit Geschichte. Der Wissenschaftler folgte kritisch: „Der Orientalismus ist ein konstitutiver und nicht nur beiläufiger Bestandteil der modernen politisch-intellektuellen Kultur.“

Edward W. Said führte haarsträubende Beispiele für den Beleg seiner These an. In der britischen und französischen Fachliteratur des 19. Jahrhunderts und auch in der amerikanischen aus späteren Zeiten fand er sie reichlich. So ließ sich der angesehene, 1971 verstorbene Islamwissenschaftler und Harvard-Professor H.A.R. Gibb über die „Abneigung der Muslime gegen das rationale Denken“ aus. Auch dessen Kollege Bernard Lewis, einer der Großen des Fachs und zugleich Berater des US-Präsidenten

George W. Bush, schreckte vor Verallgemeinerungen nicht zurück. Derartige Ausführungen hielt Said für den bezeichnenden Ausdruck westlicher Überlegenheitsfantasien, für tief im Denken verwurzelt – schließlich waren England und Frankreich lange Zeit führende Kolonialmächte, und die USA wiederum betratem im zwanzigsten Jahrhundert als neue Großmacht die Bühne des Weltgeschehens.

Said hielt der Wissenschaft den Spiegel vor. Er tat dies mit anhaltender Wirkung.



„Der Orient ist ein Konstrukt. Er ist fast eine europäische Erfindung.“

Edward W. Said in „Orientalismus“, 1978

PALÄSTINENSISCH, ARABISCH, CHRISTLICH, AMERIKANISCH

Jerusalem Edward W. Said wurde 1935 in Jerusalem als Kind einer wohlhabenden protestantischen palästinensischen Familie geboren. Nach dem Umzug nach Kairo 1948 besuchte er mit Armeniern, Griechen, Juden, Kopten und Briten eine englischsprachige Grundschule. Auch sein weiterer Werdegang war international: Said studierte in den USA in Princeton und Harvard.

New York 1963 wurde er Professor für Englisch und Vergleichende Literaturwissenschaften an der Columbia Universität in New York. Seinen Ruhm begründete Said mit „Orienta-

lismus“ (1978). Die Kritik führte er in weiteren Werken fort. Aufschlussreich ist auch seine Autobiografie „Am falschen Ort“ (1999), in der er sich mit seinen Prägungen befasst, den „palästinensisch-arabisch-christlich-amerikanischen Bruchstücken“. Seine Geburtsstadt Jerusalem sah er erst 1992 wieder. 2003 starb er in seiner Wahlheimat New York.

Frankfurt Hans Günter Holl hat für den S. Fischer Verlag, Frankfurt, „Orientalismus“ (24,95 Euro) neu übersetzt.



Die erste deutsche Fassung galt in Fachkreisen als unzureichend. Kritiker fanden sie dem eleganten Stil des literarisch ambitionierten Autors nicht angemessen. Kleine Ironie am Rande: Süleyman

der Prächige zielt den Umschlag der neuen, flüssig zu lesenden Übersetzung. Einmal abgesehen davon, dass sich Said in seinen Analysen auf den arabischen Raum konzentriert – das Bild des türkischen Sultans stammt von westlicher Hand. So sah man im Okzident den mächtigen Osmanen bzw. Orientalen. th



Napoleon in Ägypten: der Kupferstich eines zeitgenössischen Künstlers markiert für Edward W. Said den Beginn des westlichen Imperialismus im Orient.

Foto: AKG

Dies zeigt sich besonders in den Islamwissenschaften: Bis heute gibt es kaum eine Selbstreflexion des Fachs ohne ihn. Das gilt auch für Deutschland, wo man sich zunächst gar nicht angesprochen fühlte, weil sich Said, der kein Deutsch sprach, ausdrücklich nicht auf die stark philologisch ausgerichtete Orientalistik hierzulande bezog. Es sei ein „Segen“, stellt der Islamwissenschaftler Ludwig Ammann rückblickend fest, „dass uns seit Saids Fundamentalkritik essentialistische Aussagen über ‚Die Muslime‘ und ‚den Islam‘ nicht mehr wie selbstverständlich über die Lippen gehen“. Die Annäherung an den Forschungsgegenstand hat sich weithin gewandelt. Maurus Reinkowski, Professor für Islamwissenschaften in Freiburg, spricht von einer „produktiven Verunsicherung“, die Said ausgelöst habe: Die Forschung sei sich ihrer eigenen Perspektive bewusst, sie wolle kein Monopol reklamieren, sondern akzeptiere die Existenz unterschiedlicher Sichtweisen. Das hält er für eine entscheidende, vor allem positive Veränderung.

Diese so vorsichtige wie aufklärerische Herangehensweise ist heute, da sich der Westen im Kampf mit dem politischen Islamismus und da sich Europa durch die Ein-

wanderung von Muslimen neuen Debatten ausgesetzt sieht, wichtiger denn je. Die Wissenschaft mag dank Said und seinen Mitstreitern den Orientalismus weithin überwunden haben – in der öffentlichen Debatte freilich taucht er mit vielen seiner Klischees immer wieder auf. „Hierzulande werden Vorstellungen über das Leben von Muslimen stark von Stereotypen geprägt“, stellt man beim Zentrum Moderner Orient (ZMO) in Berlin fest. Kein Zufall: dort bezieht man sich in der Öffentlichkeitsarbeit ausdrücklich auf Said.

„Orientalismus“ lohnt also auch heute, über dreißig Jahre nach der Erstausgabe, die Lektüre. Dabei lässt sich – bei aller aufklärerischen Kritik und akribischen Beweisführung – über Saids persönliche Betroffenheit kaum hinweglesen. Denn so erfolgreich Said im westlichen Wissenschaftsbetrieb selbst war, so deutlich spürte er immer wieder doch, was es heißt, „ein Orientale“ zu sein. Sein Furor ist nicht ohne Folgen geblieben: Anders als an deutschen Universitäten ist es in den USA längst selbstverständlich, dass Forscher arabischer, iranischer oder auch türkischer Abkunft, Muttersprachler zumal, wichtige Positionen in den Islamwissenschaften innehaben.

Auf dem Broadway locken große Namen

Theater Die Filmstars aus Hollywood zieht es auf New Yorks Bühnen wie nie zuvor. Das lässt die Kassen klingeln. Von Sasha Verna

Sie beglücken in regelmäßigen Abständen das internationale Kinopublikum. Aber was haben Jude Law, Cate Blanchett und Mr. Bond alias Daniel Craig sonst noch gemeinsam? Neuerdings beglücken sie auch das Theaterpublikum in New York. Der Broadway hat im vergangenen Herbst eine regelrechte Invasion von Hollywoodstars erlebt.

Während Presse und Publikum noch vor einem Jahr beinahe Amok liefen vor Aufregung über Katie Holmes' Bühnendebüt in „All my Sons“, wird die Parade von Leinwandgrößen inzwischen mit geradezu schöner Gelassenheit zur Kenntnis genommen. Was nicht heißt, dass die Massen sich nicht stundenlang die Beine in den Bauch stehen würden, um an Eintrittskarten zu den einzelnen Stücken zu kommen. Tatsächlich blicken Broadwayproduzenten trotz Rezession und Kartenpreisen von bis zu 400 Dollar auf eine der erfolgreichsten Saisons der letzten Jahre zurück.

Allein in der Woche vom 12. bis zum 18. Oktober nahmen New Yorks Theater insgesamt 21,1 Millionen Dollar ein. Auf den Programmen jener Woche: Jude Law als Hamlet und Daniel Craig und Hugh Jackman als Chicagoer Polizisten im Melodrama „A steady Rain“. „Starpower sells“, sagt Gunar Larson von der Branchen-Website „Broadway.tv“: „Ein großer Name garantiert eine Menge Gratiswerbung“, so Larson. Auch die Strategie für die bezahlte Werbung haben Produzenten überdacht: „Früher beschränkte sich das Marketing von Broadway-Shows auf ganzseitige Anzeigen in der New York Times. Nun werben Theater auch in anderen Medien, besonders im Internet und erreichen damit ein viel größeres potenzielles Publikum.“

Die Aussicht auf eine hinreichend dreidimensionale Cate Blanchett als Blanche DuBois in Tennessee Williams „A Streetcar named Desire“ ist für kulturbegeisterte Amerikaner und regietheatergeschädigte

Europäer verlockend. Immerhin werden im Durchschnitt 65 Prozent der Theaterbillette in New York an Touristen verkauft.

Und weshalb zieht es Hollywoodianer auf die Bühnenbretter? Sicher nicht der Gage wegen. Die dürfte für Catherine Zeta-Jones, die zurzeit in Stephen Sondheims „A little night music“ trällert und tanzt, nur einen Bruchteil dessen betragen, was sie für ihre Rolle im Filmmusical „Chicago“ erhielt. Theatergarderoben sind nicht halb so komfortabel und geräumig wie die Wohnwagen auf den Filmsets. Und auch wenn man Scarlett Johansson heißt und demnächst als Catherine in Arthur Millers „A View from the Bridge“ die Zuschauer zu bezirzen gedenkt, ist es nicht sicher, dass das mit dem Bezirzen klappt.

So beschrieb die „New York Times“ Sienna Millers Interpretation der Titelheldin in Patrick Marber „After Miss Julie“ als „gesund und selbstbewusst, was ihrer Darstellung einer todessüchtigen Neurotikerin nicht unbedingt hilft“. Und „Bloomberg News“ bezeichnete Julia Stiles in David Mamets „Oleanna“ als „teigig“, wobei unklar blieb, ob dies als Kompliment oder Kritik gemeint war. Vielleicht lag es an Julia Sti-

les' Teigigkeit, jedenfalls schloss „Oleanna“ früher als geplant. Überhaupt bestreiten New Yorks Theaterproduzenten, dass es sich beim Aufgebot der geballten Starpower um einen koordinierten Versuch handelt, dem Trend rückgängiger Theaterbesuche entgegenzuwirken. „Es ist ein reiner Zufall“, betont Philip J. Smith, der Vorsitzende der Shubert Organization, eines der mächtigsten Theaterkonglomerate der Stadt. Dabei räumt aber auch Smith freimütig ein, dass die Prominenz gut ist fürs Geschäft: „Früher gingen die Leute ins Theater, um ein bestimmtes Stück zu sehen. Heute wollen sie Stars sehen.“

Nicht alle begrüßen die Hollywoodisierung des Theaters. Zu den Unzufriedenen zählen die Theaterschauspieler. Sie finden es unfair, dass die berühmten Kollegen aus der Traumfabrik allein ihres Namens wegen Rollen kriegen, auf die sie oft jahrelang vergeblich hinarbeiten. Dem Kritiker der Zeitung „New York Daily News“ wiederum, die nicht gerade als Stammblatt des künstlerisch Anspruchsvollsten gilt, graut vor dem Tag, „an dem Tom Cruise Shakespeare entdeckt“. Dann droht wohl wirklich „Mission: Impossible IV“.

Deutsche Oper Berlin

Dietmar Schwarz wird Intendant

Der Basler Operndirektor Dietmar Schwarz soll neuer Intendant der Deutschen Oper in Berlin werden und Nachfolger von Kirsten Harms, die das Haus 2011 verlässt. Ob Schwarz, dessen Vertrag in Basel 2012 endet, eher zur Verfügung steht, ist offen. Für diesen Donnerstag hat Berlins Regierender Bürgermeister und Kultursenator Klaus Wowereit (SPD) zu einer Pressekonferenz „über neue Personalentwicklungen“ an den Berliner Opern eingeladen. Schwarz, in Biberach an der Riss geboren, gehört zur Leitung der Theaters Basel, das von dem Intendanten Georges Delnon geleitet wird. Jüngst wurde die Opernsparte des Schweizer Theaters in einer Umfrage des Fachblattes „Opernwelt“ zum Opernhaus des Jahres 2009 gekürt.

Dietmar Schwarz begann als Dramaturg an den Theatern in Freiburg und Bremen sowie an der Oper Frankfurt. Von 1990 bis 1993 war er künstlerischer Leiter des Ruhrgebiet-Festivals „Aufbrechen Amerika“. Im Jahr 1994 ging er als leitender Dramaturg nach Bremen zurück, von 1998 an war Schwarz Operndirektor am Nationaltheater Mannheim, von wo er 2006 in gleicher Funktion nach Basel wechselte. göt/dpa

Komische Vögel

Aus dem Konzept

„Wenn ich aus dem Konzept komme, sagt man: ah, jetzt wird er natürlich.“ So beschrieb der Kabarettist Werner Finck (1902-1978) selbst seinen Stil. Er war ein Meister der Halbsätze, des befreienden Verhedders, des genauen Versprechens, des präzise verrutschten und halb zurückgenommenen Wortes. Der Görlitzer Apothekersohn, der drei Jahre nach dem Krieg in Stuttgart das Kabarett Mausefalle gründete, war das Bindeglied zwischen dem Kabarett der Bundesrepublik und dem der Weimarer Republik. Finck hatte überlebt, aber er hatte keinesfalls die Schnauze gehalten. Er war frech auf der Bühne, die Nazis steckten ihn ins KZ, ließen ihn wieder frei, er war weiter frech und flüchtete sich schließlich zur Wehrmacht. Wenn er höflich und freundlich tat, war er besonders gefährlich. Er hat seinem Publikum Komplimente gemacht, getraut hat er ihm nicht. tkf

Werner Finck: Alter Narr – was nun? Langen-Müller CD.

Kurz berichtet

Kabarett

Manfred Bartz gestorben

Der Kabarettist Manfred Bartz, langjähriger Autor der DDR-Bühnen Distel und Herkulessäule, ist tot. Der seit 1982 in Hamburg lebende Bartz sei bereits am 30. Dezember im Alter von 75 Jahren gestorben, teilte sein Biograf, der Kabarett-Historiker Jürgen Klammer, gestern in Berlin mit. Bartz, Sohn einer von den Nationalsozialisten ermordeten Jüdin und des Kommunisten und DDR-Konteradmirals Erwin Bartz, wurde auch durch seine Satiren auf den Humorseiten der Zeitung „Neues Deutschland“ und der „Berliner Zeitung“ bekannt. Nach politischen und privaten Enttäuschungen zog er sich 1970 in eine Berliner Gartenlaube zurück und führte ein Einsiedlerdasein. dpa

Irseer Pegasus

Carmen Kotarsky geehrt

Die Stuttgarter Autorin Carmen Kotarsky ist für ihr Gedicht „Wedding Blues“ mit dem zweiten Preis des Autorentreffens „Irseer Pegasus“ ausgezeichnet worden. Der erste Preis ging an den in Zürich lebenden Schriftsteller Thilo Krause, ebenfalls für einen lyrischen Text, betitelt „Im Auge des Taifuns“. So lautete auch das Thema des Autorentreffens, das von 3. bis 5. Januar zum zwölften Mal an der Schwabenakademie Irsee stattfand. StZ

Korrektur

Sonnemann in Frankfurt

Die Ausstellung über den jüdischen Verleger Leopold Sonnemann im Frankfurter Historischen Museum ist von Dienstag bis Sonntag nicht – wie in unserer gestrigen Ausgabe vermeldet – von 18 bis 20 Uhr geöffnet, sondern von 10 bis 18 Uhr. Mittwochs ist die Ausstellung von 10 bis 21 Uhr zugänglich. StZ

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de